

ANNA JESSEN
Die Insel der Wünsche
Stürme des Lebens

Anna Jessen

Die Insel der Wünsche –
Stürme des Lebens

Roman

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Originalausgabe März 2021

Copyright © 2020 by Anna Jessen

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2021

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Montasser Medienagentur, München.

Gestaltung Umschlag / Innenseiten: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © www.arcangel.com / Ildiko Neer, www.buerosued.de

Redaktion: Christiane Mühlfeld

Karte: © Peter Palm, Berlin

BH · Herstellung: ik

Satz: KompetenzCenter GmbH, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20603-2

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



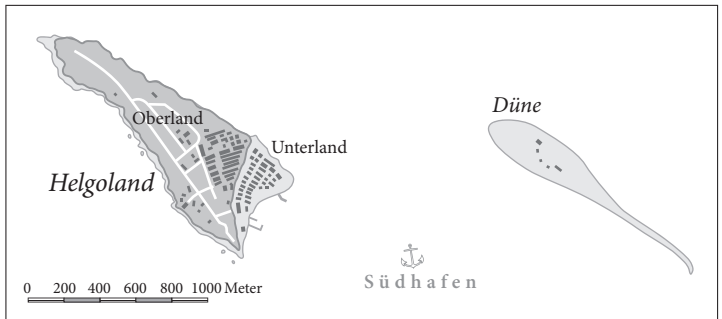
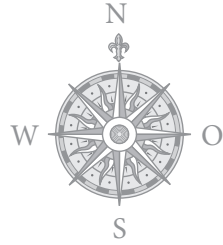
*»To me, Heligoland has a charm and fascination
which no other place possesses ...
It is one of the prettiest little places imaginable.«*

Fanny Barkly,
Frau des britischen Gouverneurs 1888–1890



0 50 100 150 Meter

Der Mönch



1.

Zeit der Träume

Hamburg 1887

Erstes Kapitel

In den frühen Morgenstunden lag oft noch Nebel über dem Heideland nordöstlich des Elbstrands. Zwischen Othmarschen und Blankenese, dort wo die Landschaft rauer wird und sich dichtes Gestrüpp mit sumpfigem Boden abwechselt, gab es reiche Ernte Gründe für das besondere Grün, das Tine täglich suchte: Moosröschen, wilde Veilchen, Schlüsselblumen, Graukresse, Glockenblumen, Vergissmeinnicht, Zichorien oder auch das ein oder andere wilde Stiefmütterchen. Aus dem, woran die Bewohner dieser Gegend achtlos vorübergingen, zauberte das Mädchen mit flinken und geschickten Fingern kleine Kunstwerke, denen niemand ansah, welche Mühen sie gekostet hatten und welche Not sie zu lindern halfen. Es war der besondere Zauber dieser Kreationen, dass sie so leicht und fröhlich wirkten, als wären sie aus reinem Glück erschaffen, auch wenn dieses Glück oft nur wenige Stunden währte, ehe es wieder verwelkte.

Momente reinen Glücks gab es in Tines Leben nicht viele. Aber wenn sie an einem Frühlingmorgen durch die wilden Wiesen hinter dem Elbdamm streifte, dann war sie von einer Leichtigkeit erfüllt, die ihr sonst fremd war. Wer immer sie beobachtet hätte, hätte sie Melodien summen gehört, und manchmal hätte er gesehen, wie sie innehielt, um einen besonderen Vogel zu bewundern oder auf das Horn eines der Schiffe zu lauschen, die im Hamburger Hafen oder auf der Elbe einen Gruß oder eine Warnung in die Welt schickten. Die Stunden, in denen Tine Tiedkens allmorgendlich ihre Ernte

einbrachte, waren für sie die schönsten des Tages. Selbst bei schlechtem Wetter und sogar wenn es noch früh im Jahr war und die Natur mit ihren Früchten geizte. Es war die Zeit, in der Tine ungestört ihren Träumen nachhängen durfte, in denen sie dem Geschrei und der Bitterkeit ihres Zuhauses entkam und sich zugleich noch nicht durch die dichten Reihen der Passagiere, der Gepäckträger, Hafenarbeiter und Tagediebe drängen musste, die ab den frühen Mittagsstunden auf sie warteten.

Gelegentlich begegnete ihr auf dem Rückweg in die Hansestadt Peer, der in einer reichlich düsteren Unterkunft in Altona wohnte. Genau genommen begegnete ihr Peer in letzter Zeit ziemlich häufig. Dann zog er seine Mütze vom Kopf und rief ihr schon von weitem zu: »Moin, Tine!«

»Moin, Peer«, rief sie zurück und schenkte ihm ein Lächeln. Peer war ein netter Junge. Er schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten am Hafen durch, wie so viele andere auch. Wo immer jemand gebraucht wurde, um beim Löschen von Schiffsladungen mit anzupacken, um Botendienste zu verrichten oder um an den schweren Kohlekränen auszuhelfen, war Peer zur Stelle. Es war, als röche er, wo es Arbeit gab.

»Und?«, fragte Tine. »Weißt du schon, was du heute tun wirst?«

»Klar!«, erklärte der Junge und setzte seine Mütze wieder auf. »Was ich immer tue. Ich mache mir die Hände schmutzig. Und dann bekomme ich ein paar Pfennige, die hoffentlich bis morgen reichen.«

Ja, so konnte man es auch sehen, dachte Tine und warf einen verstohlenen Blick auf seine Hände, die rau und derb waren – und ziemlich groß für einen Jungen seines Alters. Wobei niemand genau wusste, wie alt er tatsächlich war. Sogar er selbst

hatte nur eine vage Ahnung. Zwölf oder dreizehn, hatte er einmal gesagt. Das war vor zwei Jahren gewesen, als Tine selbst zwölf oder dreizehn gewesen und zum ersten Mal allein hinaus in das Heidefeld hinter Oevelgönne gewandert war. Damals hatte sie sich auf dem Rückweg verlaufen und war schließlich am Elbstrand gelandet, wo der Junge mit den Füßen im Wasser gesessen und auf den Fluss geblickt hatte.

»Weißt du noch?«, sagte Peer. »Da drüben hab ich dich entdeckt.« Er deutete auf die Wurzel eines großen Baumes, der irgendwann einmal vom Hochwasser umgerissen und dann von den Anwohnern in Stücke gehauen worden war.

»Ja«, murmelte Tine. »Das weiß ich noch gut.« Sie hatte so geweint damals, dass es ihr heute noch peinlich war. Und leise fügte sie hinzu: »Zum Glück hast du mir geholfen.«

»Würde ich glatt wieder tun«, erklärte der Junge und grinste. Seine abstehenden Ohren leuchteten verdächtig rot, aber Tine tat so, als sähe sie es nicht. Peer war schon in Ordnung. Sehr sogar. Manchmal fragte er sie sogar, ob er ...

»Soll ich deinen Korb ein Stück tragen?«, fragte er prompt.

»Das wäre sehr nett«, erwiderte sie und reichte ihm den Korb, in dem die Blumen für den ganzen Tag lagen, weswegen er nicht eben leicht war. Auch wenn Peer nur von »einem Stück« sprach, würde er ihr den Korb bis zu den Landungsbrücken tragen, das wusste Tine. Selbst wenn sie ihn von ihm zurückforderte, würde er darauf bestehen. Denn auch wenn er ein Waisenjunge und Hilfsarbeiter war, der nur ein halbes Bett belegte und manchmal auch gar kein Dach über dem Kopf hatte, war er doch ein feiner Kerl. *Wäre Peer nicht als Kind armer Leute zur Welt gekommen, dachte Tine manchmal, sondern in eine Familie in Blankenese oder Harvestehude hineingeboren worden, dann wäre sicher ein echter Gentleman aus ihm geworden.*

Doch das verschwieg sie ihm. Es wäre ihm sicher peinlich gewesen und ihr auch.

Nicht nur Peers Hände war die harte Arbeit anzusehen. Tine versteckte ihre Finger unter dem Tuch, das sie sich über die Schulter geworfen hatte. Rot und rissig war die Haut, stumpf und zerkratzt ihre Nägel. Das stundenlange Wühlen im Gestrüpp, die klamme Feuchtigkeit der Büsche und Gräser und natürlich die Dornen, an denen sie sich täglich blutig stach, bewirkten, dass ihre Hände schon jetzt aussahen wie die ihrer Mutter. Der Gedanke setzte ihr zu, und so marschierte sie ein gutes Stück des Weges schweigsam neben Peer her, der ebenfalls still geworden war. Denn auch wenn er stets fröhlich auf sie zukam und nette Worte zu sagen wusste, wurde er schon bald einsilbig, fast so, als hätte er sich die Sätze vorher zurechtgelegt und nun fiele ihm kein neuer mehr ein.

So wanderten die beiden durch Altona an der Elbe entlang bis zum Hafen, der sie schließlich mit seinen gewaltigen Schiffen, den Kränen, Kais, Docks und Hallen wie ein kaltes graues Tier umfasste und verschlang.

»Tja, ich muss dann mal«, sagte Peer und reichte Tine den Korb, als sie an einem der Anleger der großen Passagierdampfer angelangt waren.

Tine nickte. »Danke, Peer.«

»Gerne. Bis bald!«

»Ja. Bis bald!«

Wenige Augenblicke später war der Junge zwischen den Matrosen und Hafearbeitern, den Lieferanten und Händlern, den Bettlern und Tagelöhnern, die sich zu jeder Zeit des Tages am Hafen herumtrieben, verschwunden. Tine indes suchte sich einen Platz nahe den Droschken, die bereits auf die Reisen-

den warteten. Alle wollten in die Stadt gebracht werden. Mit etwas Glück begleitet von einem von Tines kleinen Blumensträußen.

* * *

In den letzten Jahren hatte sich Hamburgs Hafen zu einem Giganten entwickelt. Gebirge aus Stahl und Stein türmten sich an den Elbufern, unablässig legten Schiffskolosse aus aller Welt an, luden ihre Fracht ab, nahmen neue an Bord und schoben ihre massigen Körper wieder hinaus, vorbei an all den anderen Frachtern und Kuttern, an den Lotsenbooten und Dampfern, aber auch an den Fregatten und Torpedobooten, an den Schlachtschiffen und den Kreuzern. Denn nicht nur die Handelsmarine war spätestens mit der Gründung des Kaiserreichs unglaublich gewachsen, auch die Kriegsflotte wurde mit aller Macht ausgebaut. Immer größere, immer schnellere Schiffe liefen vom Stapel, immer mächtigere Geschütze thronten auf ihren Decks. Ihr Anblick war ebenso erhebend wie erschreckend. Wenn sich einer der großen Frachter, mehr aber noch, wenn sich eines der neuen Kriegsschiffe an den Landungsbrücken vorbeischoß, verspürte Tine manchmal ein Schaudern. Denn nichts anderes als den Tod führten diese gewaltigen Maschinen mit sich. Und ihre Aufgabe war Vernichtung und Zerstörung – irgendwo würden sie irgendwann ihr Werk verrichten, so viel wußte sie.

Manchmal standen die Matrosen an Deck und entboten den militärischen Gruß. Junge Männer, die mehr Leben in sich trugen, als ihnen ihr Schicksal womöglich zubilligen würde. Ob der Stolz in ihrem Blick nur ihre Angst verdecken sollte? Tine wußte es nicht. Sie hoffte nur, dass alle die Kadetten und

Matrosen, die Offiziere und die Heizer, dass all diese Männer glücklich wiederkehren würden.

Kehr wieder, dachte sie dann und blickte hinüber zur Spitze der neuen Speicherstadt, die jenen Namen trug: *Kehrwieder*.

Wie viele Männer mochten so gedacht haben und dann doch draußen geblieben sein auf See?

Noch war nur ein kleines Passagierschiff aus Amsterdam eingelaufen, früher als erwartet. Für Tine war hier kein Geschäft zu machen. Die Holländer waren stets nur geschäftlich in Hamburg, es gab kaum Frauen an Bord, nur manchmal hatte ein Kaufmann seine Familie dabei. Aber dann waren es allenfalls die Mädchen in ihren hübschen Kleidern, die den Vater am Gehrock zupften und darum baten, ihnen ein paar Veilchen zu kaufen oder ein Sträußchen Schlüsselblumen für den Sonnenhut.

Gegen Mittag würde ein großer Dampfer aus London einlaufen, spätestens dann musste Tine sich alle Mühe geben! Bis dahin konnte sie noch die Blumen binden, die sie nicht bereits draußen vor der Stadt zu hübschen Bouquets zusammengefügt hatte.

»Na, Mädchen«, sprach sie ein Fischer an, der gerade mit seinem Karren vorbeikam, auf dem er die leeren Kisten vom Markt zu seinem Kutter zurücktransportierte. »Magste nicht mal einem alten Seebären deine Knospen zeigen?« Und er entblößte grinsend seine Zahnlücken.

»Möchten Sie vielleicht Ihrer Frau ein paar hübsche Vergissmeinnicht mitbringen?«, fragte Tine geistesgegenwärtig zurück. Sie wusste, dass es klüger war, sich nicht auf die Sprüche der Seemänner einzulassen. Sie waren so ausgehungert nach Zuneigung und so verhärtet von ihrer täglichen Arbeit, dass ihnen jegliches Gefühl für den richtigen Ton abhandengekommen war. Der Fischer lachte nur, hustete, spuckte aus und zog mit

seinem Wagen weiter. »Haste recht«, hörte ihn Tine noch murmeln, dann war er schon wieder im dichten Treiben verschwunden, und sie konzentrierte sich erneut auf ihre Arbeit. Die kleinen Blümchen verschnürte sie mit Flachs, den sie alle paar Tage zusammen mit ihrer jüngeren Schwester Fritzi zu Hause vorbereitete. Was nicht einfach war, weil es zu Hause so gut wie keinen Platz für sie gab außer einem Bett, und selbst das mussten sich die beiden Schwestern teilen. Immerhin besaßen sie wenigstens eines, wenn man den Heusack, auf dem sie schliefen, überhaupt so bezeichnen wollte. Es war Tines Aufgabe, die vier Säcke, die ihre Familie als Nachtlager benutzte, immer wieder mit frischem Heu zu füllen. Natürlich hatte sie schon davon gehört, dass in den vornehmen Häusern, an denen sie oft vorbeilief, jeder Bewohner ein eigenes Federbett sein Eigen nannte und auf aufwendig gepolsterten Kissen schlief, die man als Matratze bezeichnete. Gesehen hatte sie dergleichen noch nie und konnte es sich auch nicht wirklich vorstellen. Manchmal träumte Tine davon, in einem dieser feinen Häuser zu leben, wo es viel mehr als nur einen oder zwei Räume für eine große Familie gab.

Die Buschwindröschen wand Tine nun zu zarten Kränzen. Das war riskant. Wenn Mädchen an Bord waren, mochte sie einen oder zwei davon verkaufen. Wenn nicht, würde sie keine Sträußchen mehr daraus machen können, und die Ware wäre verloren. Aber zur Not würde sie Fritzi eines der Kränzchen mitbringen. Sie war gerade fertig mit ihrer Arbeit, als sie das Nebelhorn des großen Linienschiffs aus London hörte. Der Klang war ihr wohlbekannt, und er ließ ihr Herz schneller schlagen. Passagiere aus London galten zwar als knickrig, aber nie um Geld verlegen. Wer kaufen wollte, kaufte.

Der Bug des weißen Schiffs kam näher. Schon waren die Hafenarbeiter aufgesprungen, um die Taue aufzufangen und zu befestigen, die ihnen die Matrosen herabwarfen. Andere zerrten den Steg an die Kante der Kais, um ihn hinüberzuschieben, sobald das Schiff auf Position war. Ein Dutzend schwere Pontons wurden herabgelassen, um Schiff und Mauer zu schützen. Kommandorufe flogen durch die Luft, knappe Befehle, denen präzise Handgriffe folgten. Jeder wusste genau, was zu tun war. Niemand, der es wagte, auch nur eine Sekunde ungeschickt zu sein. Zu groß die Gefahr, den gewaltigen Dampfer zu beschädigen oder sich gar selbst zu verletzen. Als Tine sah, wie einer der Hafenarbeiter ausrutschte und der Kante des Anlegers gefährlich nahe kam, unterdrückte sie einen Aufschrei. So musste es damals ihrem Vater ergangen sein, als er sein Bein verlor. Sie konnte sich nicht wirklich daran erinnern, obwohl sie angeblich selbst dabei gewesen war. Doch sie entsann sich zu gut der Zeit, die daraufhin folgte: ein einziges Bangen und Hoffen. Würde ihr Vater überleben? Es waren die Tage gewesen, in denen sich ihre Mutter für immer verändert hatte. Sie war alt geworden, das Haar weiß, und sie hatte ihr Lachen verloren. Von einem Tag auf den anderen hatte sich Mutter in einen anderen Menschen verwandelt. Daran hatte sich auch nichts geändert, als ihr Vater endlich außer Lebensgefahr war. Vielleicht wenn sein Bein gerettet worden wäre ... Aber von dem Bein war nicht mehr viel übrig geblieben. Tausende Tonnen Stahl hatten es an der Kaimauer zermalmt – und mit ihm die Zuversicht im Leben der ganzen Familie.

»Oh, look! How lovely!«, rief nun eine Frau in kirschblütenfarbenem Kleid. Ein Herr in Frack und Zylinder warf einen flüchtigen Blick auf Tines Korb und griff dann in seine Westen-

tasche. Tine war schon im Begriff »Das macht zwei Pfennige!« zu rufen, als sie sah, dass die Frau nach einem Sträußchen Vergissmeinnicht griff, doch noch ehe sie einen Ton sagen konnte, fiel eine Münze in ihre Schürze. Tine wusste, dass es die typische Geste eines Kaufmanns war, der nicht die Absicht hatte, nach dem Preis zu fragen oder gar darüber zu feilschen. Sie hatte nur die Wahl, ihm die Ware zu geben, und zwar zu dem von ihm gezahlten Betrag. Und da Tine auf keinen Pfennig verzichten konnte, war sie wohl oder übel mit jeder Summe einverstanden.

Als das feine Paar sich entfernte, griff sie nach der Münze und stellte fest, dass es ein englischer Penny war. Eigentlich wertlos im Deutschen Reich, weil Beträge unter einem Schilling nirgendwo getauscht wurden. Dennoch galten sie unter den Lastenträgern, Laufburschen und Dienstboten rund um den Hafen als gültige Währung. Man behandelte sie wie einen deutschen Pfennig, ohne dass irgendwer zu sagen vermocht hätte, ob der Penny nun mehr wert war oder weniger.

Hastig steckte Tine die Münze in ihren Beutel und fixierte die Passagiere, die nun von Bord strömten. Sie hatte sich einen Platz nahe dem Vorderschiff gesucht, wo der Hauptsteg angelegt wurde: Hier verließen die Fahrgäste der ersten Klasse das Schiff, die restlichen Passagiere nahmen einen schmalen, wackeligen Steg am Heck. »Sir!«, rief Tine. »Flowers for the Lady!« Fünf Worte auf Englisch, die sie beherrschte. Es waren die fünf entscheidenden Worte. Die Herren musterten die junge Verkäuferin, die Damen musterten die Blumen, die sie in ihrem Korb präsentierte. Manchmal waren die Blicke der Männer kaum erträglich, manchmal waren sie aber auch schmeichelhaft.

An diesem Tag schienen wenige Reisende Sinn für die schönen Dinge des Lebens zu haben. Die meisten hasteten an Tine

vorbei, ohne sie auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Dazu trug sicherlich bei, dass es angefangen hatte zu regnen, gerade als die Stege befestigt worden waren. Tine seufzte. Bei schlechtem Wetter verkaufte sie viel weniger als bei gutem. Wenn sie Pech hatte und es den Rest des Tages goss, blieb ihr nur, die Blumen in der großen Halle anzubieten. Aber ohne Erlaubnis durfte sie ihre Waren dort eigentlich nicht präsentieren. Eine Erlaubnis aber kostete mehr, als sie an einem guten Tag einnahm! Das wussten natürlich auch die Beamten von der Hafenaufsicht. Einmal, ein einziges Mal hatte einer von ihnen Tine zu sich in die Amtsstube gerufen. Dass sie ihm damals die von ihm geforderten »Gefälligkeiten« verweigerte, hatte dazu geführt, dass sie mehrere Wochen lang nicht mehr am Hafen verkaufen konnte, weil die Aufsicht ihr mit der Gendarmerie drohte. Noch immer hielt Tine wachsam Ausschau nach jenem Hafeninspekteur namens Wacker. Entdeckte sie ihn irgendwo, eilte sie sich, ihren Korb zu packen und wegzukommen, ehe er auf sie aufmerksam wurde.

Die Engländer hatten sich unter ihre Schirme geflüchtet, die man so nur von den Schiffen von der Insel kannte. Dort hieß es ja, sollte das Wetter ständig schlecht sein. Tine fragte sich, wie ihre Kolleginnen in den Hafenstädten des Königreichs das wohl machten. Aber vielleicht war es dort ja einfacher, auch bei schlechtem Wetter Blumen zu verkaufen, weil alle den ständigen Regen gewöhnt waren. Tine jedenfalls packte ihren Korb, ehe alles unter Wasser stand, und eilte hinüber zu den Hallen. Kurz überlegte sie, ob sie weiterwandern sollte Richtung Alster. Auch am Jungfernstieg könnte sie ihre Blumen anbieten. Doch bei Regen würde es dort auch nicht besser sein. Und bis zum Abend würden ihre Blumen nicht halten, sodass sie sie in Gasthäusern hätte verkaufen können.

Bevor Tine Stunden später ihre Sachen packte, hatte sie dreimal ihren Standort gewechselt. Ein ums andere Mal war sie verjagt worden. Die Hälfte der Blumen war inzwischen verwelkt. Niedergeschmettert tastete sie den Inhalt des Beutels ab, der viel zu leicht war. Sie sah das kummervolle Gesicht ihrer Mutter schon vor sich, lange bevor sie zu Hause war. Vielleicht hätte sie doch zum Berliner Bahnhof gehen sollen. Gerade bei schlechtem Wetter war es dort in der Ankunftshalle besser auszuhalten – trotz des Qualms der Lokomotiven und der Gendarmen, die streng kontrollierten. Einmal sogar hatte sie einem von ihnen ihren Korb aushändigen müssen, ohne ihn jemals wiederzubekommen, weswegen ihr Vater ihr eine schreckliche Tracht Prügel verabreicht hatte.

»Nun, Tine, sind noch ein paar Hyazinthen zum halben Preis übrig?«, hörte sie eine Stimme neben sich. Als sie auf sah, glitt ein Lächeln über ihr erschöpftes Gesicht. »Herr Reiner! Aber ja, ich gebe Ihnen zwei Sträußchen zum Preis von einem.«

Reiner war Zollinspekteur, ein freundlicher Mann mit mächtigem Schnauzbart, der Tine an den Reichskanzler erinnerte. Nur dass man den Kanzler nie lachen gesehen hatte – jedenfalls konnte Tine sich nur an Bilder erinnern, die Fürst Bismarck ernst und würdevoll zeigten. Herr Reiner dagegen war ein fröhlicher und sanftmütiger Mann, der seinen Uniformrock ablegte, wenn er nach Hause ging, und dann vor allem gerne Privatier war. Tine mochte ihn. Nicht zuletzt, weil er seiner jungen Frau jede Woche mindestens einmal Blumen mit nach Hause brachte. Das machte ihn nicht nur zu einem ihrer treuesten Kunden, es zeigte auch, wie sehr er seiner Gemahlin zugetan

war. »Nun gut«, erklärte der Mann und griff nach seiner Börse. »Das macht dann wohl drei Pfennige?« Er zählte das Geld in Tines Hand und zwinkerte ihr zu. Sie wussten beide, dass er für ein Sträußchen nur zwei Pfennige hätte bezahlen müssen.

»Danke, Herr Reiner. Ich wünsche Ihnen und Ihrer Gattin einen schönen Abend.«

»Danke dir, Tine. Und einen schönen Tag des Herrn!«

Tine nickte und dachte daran, dass viele am morgigen Sonntag nicht arbeiten mussten. »Ja«, sagte sie deshalb. »Den natürlich auch.«

Der kleine Mann mit dem mächtigen Bart nickte ihr freundlich zu, nahm sich zwei Sträußchen aus Tines Korb und ging dann ein fröhliches Lied summend seiner Wege.

Tines Heimweg war nicht weit, aber in den Abendstunden ziemlich unangenehm. Ihre Familie lebte im Gängeviertel, dem Teil, der nicht dem Bau der neuen Speicherstadt zum Opfer gefallen war. Seit man die Gebäude auf der Elbinsel abgerissen hatte, war es in den Straßen Richtung St. Johannis noch enger geworden. Noch ehe Tine ihr Viertel erblickte, konnte sie es schon riechen. Wenn der Wind von Osten kam, drang ein elender Gestank von dort zum Elbufer herüber. Die Häuser im Gängeviertel standen so eng und waren derart ineinander verschachtelt, dass niemand, der nicht von dort stammte, sich zu recht fand. In den schmalen Gassen rann eine dreckige Brühe zu den nächstgelegenen Fleeten hin, Ratten tummelten sich nur deshalb nicht vor den Türen, weil sie fürchteten, von den Bewohnern als Sonntagsbraten verspeist zu werden. Aber im Verborgenen existierten sie in großer Zahl und machten sich gegenseitig das Futter streitig. Unter Türstürzen gingen Huren ihrer Arbeit nach, beobachtet von den Kindern der Nachbarschaft. Wer sich zu lange auf der Straße aufhielt, wurde un-

weigerlich von Strauchdieben verfolgt und um seine wenigen Pfennige gebracht. Elende Spelunken spuckten allmorgendlich Säuer auf die Gassen, die den Weg nach draußen nicht mehr von selbst gefunden hatten. Wasserträger zwängten sich zwischen den eng stehenden Häusern hindurch, um jene zu beliefern, die nicht die Kraft oder den Mut fanden, ihr Wasser aus einem der verseuchten Fleete zu schöpfen.

Tines Familie lebte über einem Barbierladen, in den sich niemand verlief, um sich den Bart scheren oder die Haare schneiden zu lassen. Für solchen Luxus gab es in dieser Gegend kein Geld. Aber Meister Herzfeld, so der Name des Barbiers, hatte genug zu tun, faule Zähne zu ziehen, Arme und Kiefer einzurenken, offene Wunden zu versorgen oder auch hie und da ein Bein abzutrennen, ehe der Wundbrand den ganzen Menschen auffraß.

So hatte es Meister Herzfeld auch mit Tines Vater gemacht, der seither mehr schlecht als recht am Leben war – wenn man das überhaupt Leben nennen konnte, was ihm geblieben war.

»Vater!«, rief Tine, als sie endlich im dunklen Treppenhaus hinter dem Barbierladen angekommen war. Wilhelm Tiedkens stand am Fuße der Stufen und wankte. Ein unverwechselbarer Geruch ging von ihm aus, den Tine ebenso hasste wie den des ganzen Viertels: den nach Schnaps und Urin. Die Hand, mit der er einen groben Holzstock umklammert hielt, zitterte, sein Unterkiefer bebte, sein Blick flackerte, als er Tine erkannte. Das Mädchen stellte erschrocken fest, dass sein Gesicht nass von Tränen war. »Mein Bein«, lallte er und senkte seinen Blick dorthin, wo es früher gewesen war. »Ich ... ich schaffe es nicht.«

»Komm, Vater«, sagte Tine seufzend. »Ich helfe dir.« Sie stellte den Korb beiseite und schickte ein leises Stoßgebet gen

Himmel, dass er nachher noch da sein würde. Sie hakte den betrunkenen Mann unter, legte seinen rechten Arm über ihre Schulter, hielt die Luft an, weil sie seine Ausdünstungen kaum aushielt. Stufe um Stufe kletterte sie mit ihm hinauf ins dritte Stockwerk, wo die Familie ihre zwei kleinen Kammern hatte. »Bist ein gutes Mädchen«, knurrte Wilhelm Tiedkens unter Schmerzen. Tine antwortete nicht. Sie wusste, dass solche Worte nur dem Augenblick geschuldet waren. Später würde er trotzdem nicht zögern, die Hand gegen sie zu erheben und ihr für eine Nichtigkeit ein paar heftige Ohrfeigen zu verpassen. Vor allem dann nicht, wenn er noch weitertrank. Unauffällig fühlte sie, ob in seiner Manteltasche wohl noch eine Flasche verborgen war, und atmete auf, als sie nichts dergleichen entdeckte.

Oben angekommen lehnte sich der Vater gegen die Wand und schloss die Augen. *Mein Gott*, dachte Tine, *er sieht so alt aus*. Wie alt er wirklich war, wusste sie nicht. Einmal hatte die Mutter erzählt, dass sie siebzehn gewesen war, als sie ihn geheiratet hatte, und er zwanzig. Demnach wäre er nun Mitte dreißig. Ungefähr. Seit er im vorletzten Winter das Bein verloren hatte, war er ganz grau geworden. Nur die Spitzen seines Bartes zeigten noch ein wenig von dem dunklen Blond, das er früher auf dem Kopf getragen hatte. Unter seinen Augen lagen tiefe Schatten. *Wie tot*, dachte Tine. *Er sieht aus wie ein Toter*. Sie hatte schon viele Tote gesehen. Manchmal lagen sie einfach draußen in der Gasse, wenn sie ihren frühmorgendlichen Weg zu den Blumenwiesen und Rieselfeldern antrat. Manchmal besuchte man sie auch in einer der Nachbarwohnungen, um Beileid zu bekunden und sich zu verabschieden. Dort lagen sie dann auf dem einzigen Tisch, den es in einer solchen Behausung gab, oder – wo kein Tisch war – auf einem Nachtlager, aus dem sie nicht mehr aufgestanden waren.

»Geh rein«, murmelte Wilhelm Tiedkens. »Ich komme gleich.«

»Gut«, erwiderte Tine und duckte sich durch die niedrige Tür hindurch in die Wohnung. Sie würde ihn nachher holen. Vermutlich würde er sich auf den Boden gleiten lassen und nach einer kleinen Weile einschlafen. Falls Gerda oder Jolante da waren, ihre beiden größeren Schwestern, konnten sie ihr später helfen, ihn hereinzuzerren und auf seinen Strohsack zu legen.

»Tine!« Die Erleichterung über die Heimkehr ihrer Tochter war der Mutter anzuhören, wobei es ihr nicht darum ging, dass das Mädchen einen weiteren Tag in einer feindseligen Welt unbeschadet überstanden hatte. »Wie viel hast du eingenommen?«

»Zweiundzwanzig Pfennige, Mutter«, sagte Tine leise.

»Zweiundzwanzig Pfennige? Bist du verrückt? Wie sollen wir damit auskommen?« Die Mutter nahm ihr Jüngstes von der Brust und legte es neben sich auf den Boden. Der Junge fing sofort an zu greinen, ohne dass sich jemand darum gekümmert hätte.

»Es tut mir leid. Heute war das Wetter schlecht.«

»Dann musst du dir eben mehr Mühe geben!« Sie knöpfte ihre Bluse über den schlaffen Brüsten zu und schlug sich die Hände vors Gesicht. »Wie soll ich das nur deinem Vater erklären?«

»Was erklären?«, knurrte Wilhelm Tiedkens, der es allein geschafft hatte, in die Wohnung zu kommen. Sein Blick war eisig. »Was habt ihr schon wieder getan, um uns zu ruinieren, hä?«

»Nichts, Vater«, sagte Tine leise, die vor allem eines nicht wollte: dass er die Mutter schlug, wie so oft in letzter Zeit.

»Nichts. So.« Er ließ sich ächzend auf einen der zwei Stühle nieder, die die Familie besaß. Inzwischen hatte auch der andere Säugling zu schreien begonnen. In einer der Kammern nebenan wurde gestritten, im Hinterhof quiekte eine Sau, vielleicht weil sie abgestochen wurde. Die Schmiede gegenüber beteiligte sich an dem Lärm, der die Wohnung der Familie umgab, mit unablässigem Gehämmer. Wer Ruhe suchte, musste die Gassen des Gängeviertels verlassen, hier gab es nur Lärm und Geschrei. »Gib mir deinen Beutel«, herrschte Wilhelm Tiedkens seine Tochter an. Tine schluckte und reichte ihm die mageren Einnahmen des Tages. »Das ist alles?«, fluchte er, während er den Inhalt auf den Tisch kippte, auf dem der Topf und die paar Blechteller standen, die der Familie gehörten. »Was hast du mit dem Rest gemacht?«

»Es gibt keinen Rest, Vater. Das ist wirklich alles.«

Die Ohrfeige kam so schnell, dass Tine zuerst den Knall hörte und dann den Schmerz fühlte. So betrunken ihr Vater war, so blitzartig und genau konnte er zuschlagen. Manchmal dachte Tine, dass ihm das Zuschlagen geradezu neue Energie verlieh. Je mehr er schlug, umso mehr Kraft sammelte er, umso mehr tobte er, vor allem aber: umso besser schien es ihm zu gehen! Es war, als würde das Leid, das er verteilte, sein eigenes Leid vermindern! Rasch duckte sie sich und wich zurück, sodass die nächste Ohrfeige nur die Luft traf. »Wilhelm!«, rief die Mutter. »Sie ...« Der Rest des Satzes blieb ihr in der Kehle stecken, als der Gehstock sie mitten auf den Brustkorb traf. Stöhnend kippte sie nach hinten und hielt sich die Brust. Der Vater hatte den Stock schon erhoben, doch dann hielt er inne, weil auch er sogar im Zustand völliger Betrunkenheit wusste, dass sie die Milch brauchten, die seine Frau gab. Wenn er ihre Brüste verletzte, würden nicht nur die beiden Kleinen nichts mehr zu

essen haben, auch die paar Pfennige, die seine Frau als Amme verdiente, wären verloren. »Pack!«, ächzte er und richtete sich auf, um hinüberzuwanken zu dem Lager, auf dem er mit seiner Frau und den beiden Säuglingen schlief. Dann fiel er darauf nieder und weinte sich in den Schlaf.

* * *

An manchen Tagen mussten sie hungrig schlafen gehen. Doch mitunter hatte die Mutter auch in einer der Backstuben, für die sie die Wäsche machte, einen halben Laib vom Vortag ergattert, als Dreingabe für einen zusätzlichen Korb weißer Linnen oder für das Ausbessern einzelner Tücher. Tine beneidete die Bäcker, sie waren für sie wie Könige, gingen sie doch tagtäglich mit vollem Bauch zu Bett.

Seit Vater nur noch selten arbeitete und dann nur die niedrigsten Hilfsarbeiten bekam, die er im Sitzen verrichten konnte – Netze flicken oder Taue, Körbe ausbessern –, war Mutter diejenige, die die Familie hauptsächlich ernähren musste. Oft wurde sie von den Nachbarinnen angefeindet, weil die Arbeit als Wäscherin zwar schwer war, aber zumindest regelmäßig und ordentlich bezahlt. Zweimal schon hatte ihr eine Neiderin den Korb mit der sauberen Wäsche aus der Hand geschlagen, so dass all die mühsam gewaschenen Stücke in der Gosse lagen, mit Kot und Unrat besudelt. Dass die Mutter überdies auch noch als Amme ein paar zusätzliche Pfennige verdiente, machte es nicht einfacher: Immerhin wussten alle um die Not, in der Tines Familie trotzdem lebte. So wie die meisten Familien im Gängeviertel. Gewiss, es gab auch hier so etwas wie Reichtum. Doch der war denjenigen vorbehalten, die sich auf ihre ganz eigene Art zu arrangieren wussten: den Königen der Bettler, den Anführern der Diebesbanden und den Hurentreibern, die

genügend Mädchen für sich arbeiten ließen. Sie hatten es zu einem finsternen Ansehen und zu genügend Geld gebracht, um auch in dieser Gegend wie die Fürsten zu residieren. Doch wo genau und wie sie lebten, das wusste niemand wirklich. Umso schillernder die Gerüchte und umso fabelhafter die Erzählungen von ihren Helden- und Gräueltaten. Vor allem von Letzteren.

Tine hörte vieles davon in der Barbierstube von Meister Herzfeld, wo sie allabendlich nach dem Essen vorbeisah, um ihre Messer zu schleifen. Sie hatten eine Vereinbarung, wonach das Mädchen die nötigen Klingen für das Sammeln von Blumen und Zweigen aus Meister Herzfelds Beständen erhielt, ihm dafür aber jeden Abend das gesamte Sortiment an Messern und Scheren schliff. Eine Arbeit, die zwar schwer war, Tine aber dennoch gefiel, weil Meister Herzfeld ein unterhaltsamer Mann war. Ihm gehörte das Haus, er kannte alle Bewohner und war ein aufmerksamer Beobachter des Viertels und speziell seiner Mieter. »Siehst dünn aus, Mädchen«, sagte er, als Tine sich hinter den Holzklötz gesetzt hatte, der auch ihr als Arbeitsplatz diente. »Solltest mehr essen.«

Tine nickte nur, was sollte sie auch erwidern.

»Hier«, sagte er und stellte großmütig einen Teller vor sie hin, auf dem, wie Tine zuerst dachte, eine Wurst lag. Im nächsten Moment aber stürzte das Mädchen ins Freie und erbrach sich in die Gosse. Von drinnen hörte sie den Barbier laut lachen. »Tut mir leid«, kicherte er, als sie wieder zurückkam, blass und mit flachem Atem. »Den Spaß musste ich mir gönnen.« Er nahm den Teller wieder weg, auf dem ein abgeschnittener Finger lag, dessen oberstes Glied schwarz grünlich schillerte. »Komm, ich geb dir einen Schnaps.«

Aber Tine schüttelte den Kopf und senkte den Blick stumm

über ihre Arbeit, indem sie die Messer vor sich ausbreitete, den Wetzstein mit etwas Wasser aus einem Eimer befeuchtete und begann, die Klingen über den Stein zu ziehen.

»Dann nicht«, murmelte der Barbier, griff dennoch zu einer Flasche Branntwein, die er auch nutzte, um seine Patienten zu betäuben oder Wunden zu versorgen, nahm einen Schluck daraus, stopfte den Korken wieder darauf und stellte sie zurück. »Bist noch'n büschen empfindlich, Deern.« Er blickte sie nachdenklich an. »Am Ende auch noch Jungfrau, hm?«

Erschrocken sah sie auf. Das Messer in ihrer Hand zitterte leicht. Der Barbier lachte. »Keine Sorge. Meinetwegen musst du's nicht ändern.« Er wandte sich ab und begann, seine Stube aufzuräumen. »Aber wenn du erst einmal Besuch von der roten Tante hast, dann werden sie schon zusehen, dass sie dich unter die Haube bringen«, sagte er leise und ohne zu Tine hinzublicken. »So hübsch wirst du nicht lange bleiben. Und eine gute Partie bist du ja beileibe nicht.« Meister Herzfelds Frau war im Kindbett gestorben, das Mädchen, das sie zur Welt gebracht hatte, wenig später. Tine fragte sich, ob der Barbier wohl Pläne hatte, sich wieder zu verheiraten. Wenn er gewusst hätte, dass sie schon seit letztem Jahr blutete, ob er dann wohl genauso gesprochen hätte? Tine hatte es bisher verheimlichen können. Niemand brauchte es wissen. Denn dass die Mädchen in eine Ehe gegeben wurden, in irgendeine, egal mit wem, egal wohin, das war nichts Neues, auch nicht für Tine. Das lernte man schnell, wenn man im Gängeviertel aufwuchs. Doch Tine wollte nicht irgendwem zur Frau gegeben werden, nur damit sie der Familie nicht länger zur Last fiel. Wenn sie heiratete, dann wollte sie einen Mann, der etwas konnte, der jemand war, der sich nicht um sein tägliches Brot Sorgen machen musste. Erschrocken stellte sie fest, dass sie sich in ihrem Kopf jemanden

wie Meister Herzfeld zurecht geformt hatte. *Aber jünger soll er sein, dachte sie. Und nicht solch widerliche Scherze machen.*

Mit jeder dieser Bedingungen sank natürlich die Chance, dass sie genau so jemanden zum Mann bekommen würde. Wer würde sie schon nehmen, ein armes Mädchen aus einer armen Familie, das nichts konnte und niemand war. Nicht einmal eine Mitgift würde sie haben, nicht die geringste! Trude aus dem Nebenhaus hatte letzten Monat geheiratet. Die hatte wenigstens Wäsche mit in die Ehe bekommen. Oder Frieda, die über ihnen gewohnt hatte und nun ausgezogen war. Ein neues Kleid und zwei Paar Schuhe hatte sie bekommen, außerdem eine Kinderwiege, die ihr Vater seit Weihnachten an den Abenden gebaut hatte.

Vermutlich würde Tine überhaupt nie einen Mann bekommen. Aber das machte ihr nichts, denn so würde es zumindest nicht der falsche sein. Alles, was sie bisher von der Ehe kannte, war mehr als abschreckend. Die Männer schlugen ihre Frauen, die Frauen brachten ein Kind nach dem anderen zur Welt, bis sie irgendwann im Kindbett blieben und eine neue Mutter in die Familie kam – oder auch nicht. Die Ehefrauen mussten alle Arbeit tun: Kochen und Putzen und Waschen und die Kinder aufziehen, sie mussten ihren Männern zu Willen sein und ihre Launen aushalten, und arbeiten sollten sie gefälligst obendrein, weil die Hungerlöhne der Väter ja nicht ausreichten für die großen Familien. Das Gleiche galt für die Kinder. Die mussten auch arbeiten. Tine merkte es erst gar nicht, dass sie weinte, bis sie sich die Nase wischte und sich dabei mit dem Messer, das sie in der Hand hielt, in die Stirn ritzte.

»Du gehörst ins Bett«, erklärte der Barbier, der ihr schon eine Weile zugesehen hatte. »Du bist müde.«

»Nur noch die drei Messer hier«, sagte Tine hastig, weil sie

Angst hatte, er könnte ihr womöglich für den nächsten Tag nicht ihre Klängen leihen, ohne die sie die Blumen und Zweige nicht sauber würde schneiden können, sodass alles vor der Zeit verdarb.

»Dann sei aufmerksam.« Mit geschickten Fingern nahm er ein kleines Tüchlein aus einem Fach, ließ ein paar Tropfen seines Branntweins darauf fallen und trat zu ihr. »Es brennt kurz ein bisschen. Aber dann wissen wir, ob es von alleine wieder gut wird. Und du bist nicht mehr so müde.« Er nickte ihr aufmunternd zu. Dann tupfte er ihre Stirn mit dem Tuch ab. Tine zuckte zusammen, schrie aber nicht. Schmerzen kannte sie, Schmerzen waren nichts Besonderes. Man hielt sie aus und lebte weiter. Jedenfalls normalerweise. Und wenn man sie nicht überlebte, dann taten sie zumindest nicht mehr weh. So hatte es Frau Schack gesagt, bevor sie starr zur Decke geblickt hatte, bis ihr Mann ihr die Augen schloss.

Wenig später stieg Tine wieder die schmale Treppe hinauf und wankte völlig erschöpft vom langen Tag und der vielen Arbeit in die Kammer, die sie sich mit fünf ihrer Geschwister teilte. Gerda und Jolante, die beiden ältesten, waren natürlich nicht da, die kamen meist erst gegen Morgen, oft blieben sie auch ganz weg, und niemand fragte sie, wo sie die Nacht verbracht hatten. Vielleicht war das auch der Grund, warum sie noch nicht verheiratet waren, obwohl sie längst bluteten. Paul und Irmchen hatten dadurch zumindest einen ganzen Sack für sich alleine. Ebenso wie Tine und Fritz, die sich ganz an die Wand gelegt hatte, weil sie von dort aus durch das schmale Fenster hinauf in den Himmel blicken konnte. Das tat sie immer, bis sie einschlief.

Leise, um sie nicht zu wecken, legte Tine sich zu ihr. Mit einem Seufzen rückte sie zu ihrer Schwester hin und suchte

ihre Wärme. Friderike oder Fritzi, wie sie von allen genannt wurde, war nur ein Jahr jünger als Tine, und sie war der liebste Mensch, den Tine kannte. Hätte sie sich für einen einzigen anderen Menschen entscheiden müssen, der mit ihr auf dieser Welt leben sollte, dann hätte Tine sich gewünscht, dass es Fritzi gewesen wäre. Obwohl die Schwester ganz in ihrer eigenen Welt lebte. Ihr Vater schimpfte sie »einen Tölpel«, während die Mutter mit »Unschuld vom Lande« dagegenhielt. Tine wusste, was sie sagen wollten: Fritzi war ein bisschen langsam, manchmal ein bisschen schwer von Begriff, oft ein wenig einfältig. Unschuld traf es eigentlich ganz gut, fand Tine.

Fritzis Geburt war schwer gewesen, fast wäre Mutter dabei gestorben. Aber dann war Meister Herzfeld doch noch rechtzeitig erschienen, hatte das Kind irgendwie aus dem Bauch der Mutter gezogen und die Nabelschnur vom Hals der Kleinen. *Aber es hat lange gedauert, bis Fritzi endlich Luft bekommen hat. Deshalb ist sie etwas seltsam.* So hatte es Mutter Tine einmal erklärt. Doch egal, wie seltsam Fritzi auf andere Menschen manchmal wirken mochte, für Tine hätte es auf der ganzen Welt keine bessere Schwester gegeben. Vorsichtig beugte sie sich zu ihr und küsste sie auf die Stirn. »Schlaf gut, Fritzi«, flüsterte sie. Dann legte sie sich nieder und fiel endlich in einen viel zu kurzen, aber tiefen Schlaf.

* * *

An manchen Tagen half Mutter in der Waschküche des Rathauses aus. Dann konnte sie Fritzi nicht bei sich brauchen, da das Mädchen in dem hektischen Gedränge in den Wirtschaftsräumen des gewaltigen Baus allen im Weg stand. Wer sich in den Katakomben des Rathauses verdingen wollte, musste parieren, und zwar in jedem Augenblick. Eine Aushilfe, die nicht

voll und ganz bei der Sache war, konnte man nicht brauchen. Deshalb ließ Mutter die jüngere Schwester bei Tine, die sie mit auf ihren allmorgendlichen Marsch vor die Stadt nahm. Für Tine war das anstrengend, weil Fritzi sich ständig ablenken ließ: von den Fuhrwerken mit ihren prächtigen Pferden, von den Schiffen, die auf dem Fluss fuhren, von den schönen Kleidern der Frauen, an denen sie vorbeikamen, von den prächtigen Häusern Blankeneses, die man von ferne sah, vom Tau auf den Blättern und den glitzernden Wellen der Elbe ... An allem hatte Fritzi ihre Freude. Oft unterhielten sich die Schwestern über Gott und die Welt, dann fragte Fritzi Dinge wie »Wohin geht der Regenbogen, wenn er wieder verschwindet?« oder »Meinst du, Vaters Bein wächst wieder nach?«. Manchmal wunderte sich Tine über die Ideen ihrer Schwester, manchmal schüttelte sie den Kopf, und manchmal lachte sie laut. Aber nie machte sie sich über Fritzi lustig. Denn so viel hatte Tine schon vor langer Zeit verstanden: Die Schwester mochte anders sein, sie mochte langsamer sein und seltsame Gedanken haben – doch niemand hatte ein so gutes Herz wie Fritzi, und dafür liebte Tine sie über alles. Fritzi hingegen würde ihr das ein ganzes Leben lang danken.

»Schau, Tine!«, rief die Schwester nun. »Auf dem Schiff sitzt ein Adler!«

»Eine Möwe, Fritzi«, erwiderte Tine und beschirmte ihre Augen mit der Hand. Tatsächlich zog auf dem Fluss ein großer Schoner vorbei. Auf einem der Fockmasten thronte ein Vogel und blickte wie der Kapitän persönlich gen Hamburg, während das Schiff Richtung Hafen fuhr. Fritzi hatte unglaublich gute Augen. »Was du alles siehst«, staunte Tine leise.

»Ich würde auch gerne mal da oben sitzen und auf die Welt herunterschauen.«

»Ja, das kann ich verstehen. Aber jetzt müssen wir erst durch die Büsche streifen und Blumen sammeln. Wenn du besonders schöne siehst, gib mir Bescheid. Du gehst hier lang und ich dort drüben.« Tine wies ein Stück nach links. Hier konnte Tine nach Schneeglantz schauen und nach Blausternen. Ihre Schwester würde dafür vielleicht Primeln entdecken oder Iris.

»Fährst du mit mir auf einem Schiff?«, fragte Fritzi, die sich vom Anblick des Schoners nicht losreißen konnte.

»Klar«, sagte Tine. Doch dann erinnerte sie sich, wie verletzt ihre kleine Schwester immer war, wenn jemand ein Versprechen nicht einlöste. »Nein, Fritzi«, erklärte sie deshalb. »Wir können nicht auf einem Schiff fahren.«

»Und wenn wir ganz schnell wieder zurückkommen?«

Tine schüttelte den Kopf. »Das ist viel zu teuer. Dafür braucht man Geld.« Fritzi drehte sich strahlend zu ihr um. »Ich habe Geld«, rief sie und griff in die Tasche ihrer Schürze. »Hier. Jetzt können wir fahren, oder?«

»Ein Pfennig? Wo hast du denn den her?«

Erschrocken blickte Fritzi zu Boden. »Ich hab ihn gefunden«, flüsterte sie. »Vor dem Haus.«

»Du hast ihn auf der Gasse gefunden?«

Fritzi nickte.

»Nun, dann gehört er dir.«

Augenblicklich war das Strahlen zurück. »Dann können wir fahren?«

»Leider nein, Fritzi, so eine Schiffahrt ist viel teurer. So viel Geld haben wir nicht.«

»Nie?«

»Nie.«

Ohne ein weiteres Wort wandte sich die Schwester ab und ging an den Sträuchern entlang, um die schönsten Blüten zu

suchen. Später hörte Tine sie vor sich hin summen. Das war der Vorteil an Fritzis Eigenart: Sie vergaß nicht nur all die wichtigen Dinge, die sie sich hätte merken sollen, sie vergaß auch ihren eigenen Kummer, was sie weitaus glücklicher sein ließ, als andere es von ihr annehmen mochten.

* * *

Das Wetter hatte entschieden, nicht besser zu werden. Im Gegenteil: Als die Schwestern durch Altona kamen, regnete es stetig, als sie am Hafen anlangten, goss es wie aus Eimern. An einem solchen Tag war es hoffnungslos, Blumen am Hafen anzubieten, auch nicht in der Halle bei den Droschken. Deshalb entschloss Tine sich, es in den Kaffeehäusern rund um den Jungfernstieg zu probieren. Da sie Fritzi dabei hatte, konnte sie vorausgehen und mit ein oder zwei hübschen Sträußchen in der Hand die Kunden ansprechen, während die Schwester mit dem Korb folgte. Auf die Weise würde sie die Kellner, die es stets eilig hatten, Gesindel aus dem Haus zu scheuchen, frühzeitig erkennen und Fritzi mit den Blumen in Sicherheit bringen können, ehe alles kaputt auf der Straße landete.

Tine fürchtete und liebte diese Orte. Sie fürchtete sie, weil man dort beschimpft, bespuckt und verjagt wurde. Niemand wollte in einem der feinen Lokale ein Gossenmädchen wie sie sehen. Jemand wie die Tiedkens-Schwestern gehörte nach St. Pauli oder ins Schanzenviertel, an den Hafen oder auf die Reeperbahn, aber gewiss nicht in ein Kaffeehaus an der Binnenalster. Gleichzeitig liebte Tine jene Orte aber, weil sie so makellos, elegant und wunderbar aufgeräumt waren, weil sich die Menschen dort leise unterhielten, weil es dort sauber war, alle Möbel und selbst die Menschen hübsch arrangiert schienen und weil es köstlich duftete. Die Kaffeehäuser und Restaurants

der Altstadt glichen ihren Blumen: Sie waren bezaubernd schön und verführerisch.

»Schau nur«, sagte Fritzi, die mit ihrer größeren Schwester vor einem eleganten Café stand und durch die Fenster blickte. »So viele Menschen müssen in einem einzigen Zimmer leben. Und die haben gar nichts, wo sie sich drauflegen können. Haben wir's gut. Wir sind nur zehn und haben zwei Kammern.«

Tine musste lachen. »Die leben hier nicht. Sie kommen nur hierher, um Kuchen zu essen und Kaffee zu trinken und um dabei ein bisschen zu schnacken.«

»Wirklich? Dann haben sie es aber gut.«

»Ja«, sagte Tine. »Das haben sie.« Sie nahm ein paar Veilchen in die eine und einige wilde Glockenblumen in die andere Hand und gab Fritzi ein Zeichen, ihr nach drinnen zu folgen. Zu ihrer unendlichen Enttäuschung stand ein Kellner direkt am Eingang und hielt sie auf, noch ehe sie einen einzigen Gast angesprochen hatte. »Raus hier«, herrschte er sie leise, aber unmissverständlich an. »Ihr habt hier nichts zu suchen.«

»Aber wir wollen doch nur ...«

»Ich sage es nicht noch einmal«, erklärte der Mann, dessen blütenweißes Hemd und dessen makelloser schwarzer Anzug im größten Widerspruch zu seinen schroffen Worten standen. Er trat so nah an Tine heran, dass sie erschrocken rückwärtsstolperte. Im nächsten Moment war die Tür wieder geschlossen. Hinter dem Fenster erblickte sie den Kellner, dessen Nasenspitze beinahe die Glasscheibe berührte. *Aussichtslos*, dachte Tine. *Da werden wir nicht landen*. Sie hakte Fritzi unter und zog sie mit sich. Zum Glück gab es in der Gegend sehr viele solcher Cafés. Sie würden es schon schaffen, in das ein oder andere hineinzu- kommen.

Doch auch die nächste Tür schloss sich hinter ihnen, ehe sie nur einen einzigen Kunden gewonnen hatten. Und auch die übernächste. Ein Gefühl der Panik begann sich in Tine auszubreiten. Vielleicht wäre sie alleine doch besser zurechtgekommen. Zu zweit waren sie auffälliger, zumal Fritzi mit dem Korb ziemlich tollpatschig umging und einmal fast einen kleinen Tisch in der Nähe des Eingangs umgestoßen hätte.

Es war schon nach Mittag, und die beiden Mädchen hatten noch immer fast nichts verkauft. Der Regen hatte sie auf ihrem Weg von Haus zu Haus völlig durchnässt. Das Tuch, mit dem Tine ihre Blumen bedeckte, lag schwer auf den Blüten. Zuvor war Fritzi auf dem nassen Kopfsteinpflaster ausgerutscht, und all die kleinen Sträußchen und Gebinde hatten sich auf die Straße ergossen. Manche hatten es nicht überlebt.

Als sie schließlich an einem Hotel vorbeikamen, hielt Tine inne. In solchen Häusern, so hatte sie gehört, gab es Empfangshallen, in denen sich Gäste zu ihrer Unterhaltung bei Kaffee oder Tee und Kuchen aufhielten. Feine Menschen, die es sich leisten konnten, in so noblen Gegenden zu logieren, und deshalb auch ein paar Pfennige für Blumen übrig haben würden.

»Komm«, forderte Tine die Schwester auf, deren Lächeln und Schritttempo längst ermüdet waren, sodass Tine an jeder Hausecke auf sie warten musste. »Vielleicht haben wir hier Glück!« Schon setzte sie den Fuß über die Schwelle des *Hotel Continental*. Der Wagenmeister war für einen Moment von ankommenden Gästen abgelenkt und schritt deshalb nicht ein. Der Boy am Eingang sah offenbar nicht richtig hin, sondern riss die Tür auf und verbeugte sich, ehe er stutzte und Anstalten machte, sie nun doch aufzuhalten.

»Hoppla!«, entfuhr es ihm. »Moment!«

Dann geschah ein kleines Wunder: Ein Herr in Hausuni-

form tauchte wie aus dem Nichts auf, trat auf die beiden Mädchen zu und rief hörbar erleichtert: »Gott sei Dank! Das hat ja ewig gedauert!« Er nahm der völlig verduztten Fritzi den Korb aus den Händen, lupfte kurz das nasse Tuch, seufzte und griff nach seiner Börse. »Nun, besser als nichts«, stellte er fest. »Aber sagt eurer Patronin, dass ich nächstes Mal absolute Pünktlichkeit erwarte. Und vor allem auch mehr Blumen.« Mit einem verschwörerischen Blick drückte er Tine ein paar Münzen in die Hand. Dann wedelte er mit den Fingern, dass sie schnellstens wieder das Haus verlassen sollten. »Und nächstes Mal nehmt ihr gefälligst den Lieferanteneingang«, zischte er noch. »Was sollen denn die Gäste denken!« Völlig verdattert, ohne Blumen und vor allem ohne Korb stolperten Tine und ihre Schwester die paar Stufen vor dem Eingang hinab. Dann erst wagte Tine, die Münzen zu betrachten. Es dauerte eine kleine Weile, bis sie begriff, was sie da in der Hand hielt: mehr, als sie jemals zuvor verdient hatte! Einen Taler und fünfzig Pfennige! Lohn, den sie sonst mit Glück in einer ganzen Woche erwirtschaftete. Selbst wenn sie sich einen neuen Korb kaufen musste – Tine konnte es kaum glauben. »Hotel Continental«, flüsterte sie und blickte auf die stolze Fassade des Hauses, auf die Fahnen über dem Eingang, die selbst im Regen noch erhaben wirkten und sich leicht im Wind blähten: eine für Hamburg, eine für das Deutsche Reich. »Diese Menschen müssen unglaublich wohlhabend sein.«

* * *

Zu gerne wäre Tine noch einmal zum *Continental* gegangen. Aber es war ihr bewusst, dass sie das Wunder nur einem Missverständnis zu verdanken hatte, und sie fürchtete, man könnte sie für eine Betrügerin halten. Was, wenn sie dort ihr Geld zu-

rückhaben wollten? Was, wenn die Blumenfrau, die das Hotel eigentlich hätte beliefern sollen, sie anzeigte?

Nein, Tine musste wohl oder übel zurück an den Hafen und weiterhin dort ihre Arbeit verrichten, so wie all die anderen Männer und Frauen, die sich tagtäglich an den Kais und Landungsbrücken verdingten.

Ihre Einnahmen hatte sie wie stets bei ihrer Mutter abgegeben, die ein Dankgebet in den Himmel gesandt und das Geld an den Vater weitergereicht hatte. Der hatte Tine ein paar heftige Ohrfeigen verpasst, weil der Korb verloren war und sie einen neuen brauchten. »Aber Vater«, hatte Tine unter Tränen geschluchzt. »Einen neuen Korb bekomme ich für vierzig Pfennige. Und ich kann auch selbst einen neuen flechten.«

»Einen neuen flechten, ja, das wirst du tun, dummes Gör! Aber in der Zeit hättest du auch was verdienen können, statt den Schaden zu beheben, den du selbst angerichtet hast!« Und um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, schlug er noch einmal kräftig links zu und einmal kräftig rechts, sodass Tine mit glühenden Wangen in die Stube von Meister Herzfeld kam. »Moin, Tine«, sagte der. »Sieht aus, als hätteste was ausgefressen.«

Doch kein Wort kam über Tines Lippen. Stattdessen schliff sie mit gesenktem Blick die Messer und Scheren des Baders und tat, als würde sie seine Blicke nicht bemerken, die Verwunderung, Neugier und Mitleid spiegelten. Vor allem Mitleid aber wollte sie nicht. »Diesmal bräuchte ich noch ein etwas größeres Messer«, erklärte sie unvermittelt.

»Ein größeres Messer? Wofür?«

»Ich muss Zweige aus einer Weide schneiden, um einen neuen Korb zu flechten.«

»Einen neuen Korb, soso.« Der Bader grinste. »Wie wäre es

mit meinem Amputationsmesser?« Schwungvoll zog er eine mächtige Klinge aus einem Fach. Tine zuckte erschrocken zusammen. »Ein Am...putationsm...«

Im selben Moment bereute Meister Herzfeld seinen Scherz. Er selbst hatte Tines Vater den Unterschenkel amputiert, möglicherweise sogar genau mit dieser Klinge. »Entschuldige«, murmelte er und steckte das Messer wieder zurück. Da sah er auch schon, wie eine Träne auf die Schere tropfte, die das Mädchen gerade bearbeitet hatte. »Hm.« Er räusperte sich und kratzte sich am Bart. »Also ... Wie wäre es ... hm ... wie wär's mit diesem Messer hier?« Er schob ihr eines mit kurzer, kräftiger Klinge hin. Tine kannte es. Es wäre tatsächlich das perfekte Werkzeug gewesen. Sie nickte, suchte vergeblich nach Worten und nickte erneut.

»Kannst es behalten«, sagte der Bader leise.

Da blickte Tine auf. »Behalten?«

»Es gehört dir.«

Vorsichtig berührte Tine das Messer mit den Fingerspitzen, strich darüber und drehte es in der Hand. So etwas Wertvolles hatte sie noch nie besessen! Der Griff war aus Schildpatt, die Klinge blank poliert! »Ich ...« Und wenn es nur ein weiterer Scherz des Baders war? Meister Herzfeld war kein schlechter Mensch. Aber er machte gerne Scherze auf Kosten anderer. Wenn er nun ...

»Kannst es schon nehmen«, erklärte er ein weiteres Mal und lächelte ihr freundlich zu. »Kannst mir ja eine Woche lang Blumen für meinen Laden bringen.«

»Das werde ich gerne tun«, erwiderte Tine. »Danke!«

* * *

Statt eines großen Weidenkorbs flocht Tine zwei kleinere. So